

Stephanie Nannen

**Henri Nannen**



Stephanie Nannen

# **Henri Nannen**

Ein Stern und sein Kosmos

C. Bertelsmann

Die Orthografie der Zitate wurde an die Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst. In jeweils eckigen Klammern sind editorische Bemerkungen der Autorin aufgeführt.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS liefert Salzer, St. Pölten, Austria.

I. Auflage

© 2013 by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: buxdesign, München

Bildredaktion: Dietlinde Orendi

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-570-10152-0

[www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)

*Für Anni*

Journalismus ist Quatschen auf dem Flur

*Paul Sethe*

# Inhalt

Ein Wort vorab .....	9
Der Bauch .....	13
Macht und Wahrheit .....	43
Deutschland .....	85
Martha .....	123
Lieben .....	156
<i>Der Stern vor dem Stern</i> .....	193
<i>Der Stern und die große Lust</i> .....	222
Der große Zorn .....	267
Bilder .....	304
Sterben .....	346
<i>Dank</i> .....	382
<i>Zeittafel</i> .....	384
<i>Literatur</i> .....	387
<i>Bildnachweis</i> .....	393
<i>Personenregister</i> .....	394



## Ein Wort vorab

Henri Nannen war ein Geschichtenerzähler. Manch einer sagt: Er bestand aus Geschichten. Er war der Gründer des *Stern*, und er hat diesem *Stern* fünfunddreißig Jahre lang seinen Stempel aufgedrückt. In diesem Jahr, am 25. Dezember 2013, würde mein Großvater seinen 100. Geburtstag feiern. Das ist ein Anlass, sich an ihn zu erinnern. Ein Grund dafür, dieses Buch zu schreiben, ist es nicht. Nannen war aber nicht einfach nur ein Ausnahmejournalist, einer *der* Blattmacher des westlichen Nachkriegsdeutschland. Er hat dieses Land mit geprägt. Er ist Vater eines Lebensgefühls all derer, die heute zwischen vierzig und achtzig sind. Er hat Sichtweisen verändert, Grenzen verschoben, Tabus gebrochen. Er und sein *Stern* gehören zur Kulturgeschichte der Bundesrepublik. Und *das* ist ein Grund für dieses Buch.

Es gibt Persönlichkeiten, die durch ihr Sein, ihr Handeln, ihre Ideen die Zeit, in der sie leben, beeinflussen. Ihr Form geben. Sie zu dem machen, was man Epoche nennt – ihre Epoche. Sie treffen dann den Geist dieser Zeit – oder erschaffen ihn mit. Oft genug wird daraus das Gefühl einer ganzen Generation. Kein Wirtschaftswunder ohne VW und Nierentisch. Die 68er-Generation nicht ohne die Stones und *Spiegel*. Keine Achtziger ohne Madonna, Wall Street und Kohl. Die Neunziger nicht ohne Handy und Berlin, die 2000er nicht ohne Steve Jobs und Apple. Und keine Sechziger und Siebziger ohne den *Stern*. Nicht ohne Henri Nannen.

Wie ist ihm das gelungen? Wie ist dieses Magazin-Inventar meiner Welt eigentlich entstanden? Die Welt des *Stern*: Der erste wohnzimmer-taugliche Blick auf nackte Brüste, harte Politik, tödliche Konflikte,

neue Medizin, die RAF, freie Frauen. Eine Welt, die zu meiner Generation gehört wie Super-8-Filme, Plastiktischdecken und bunte Saftbecher. Was sind das für Menschen, deren Träume, deren Willen, deren Machen wir solche Ideen verdanken? Wo kommt das alles her? Welche Wirkung hatten der Krieg und die Zeit der Nationalsozialisten auf einen Mann wie Henri Nannen? Woher stammte seine Liebe zur Kunst, und wie hat die sein Handeln begleitet? Wie beeinflusste der private Henri Nannen den öffentlichen? Wie hat der eine den anderen geschaffen? Henri Nannen prägte eine Epoche, die wiederum meine Generation geprägt hat. Und er fehlt. Allen, die ihn kannten. Mir ganz besonders.

Wenn ich Ihnen nun seine Geschichte erzähle, so geschieht das natürlich aus der Sicht der Enkeltochter, die ihm sehr nah war. Die Journalistin Stephanie Nannen aber hat sich auf die Spurensuche begeben, hat Archive und Nachlässe durchforstet und Weggefährten, Politiker, Kollegen, Freunde gesprochen, um Nannens Lebensgeschichte aufzeichnen zu können. Und nicht zuletzt ist dieser Text aus dem Verständnis derjenigen Generation heraus entstanden, die mit Nannens Erbe lebt.

»Wer den Streit vermeiden und die Liebe nicht an sich herankommen lassen will, der sollte den Band gleich aus der Hand legen«, schrieb mein Großvater in seiner Einleitung der gesammelten »Henri-Nannen-Briefe an den Leser«. Das Gleiche möchte ich Ihnen empfehlen, wenn es Ihnen nur um die Abfolge biografischer Daten geht, wenn Sie das Leben Nannens nur chronologisch nachvollziehen wollen. Henri Nannen war ein Geschichtenerzähler, und so gleicht diese Erzählung seines Lebens auch eher einer Geschichtensammlung. Die nächsten paar hundert Seiten öffnen einen essayistischen Blick auf das Leben eines großen Mannes, der streitbar war, der auch verletzte und der immer dem folgte, was er selbst für richtig hielt. Es sind die kleinen und die großen Geschichten, um die es hier gehen soll. Solche, die er erzählte, und die, die andere mit ihm oder für ihn erlebten und die dann als Reportagen ins Blatt fanden. Wichtig, weil wirksam sind die Energie und die Lust, mit denen mein Großvater das Leben anging, und die Kraft, mit der er es fest in seiner Hand hielt.

Wenn Sie sich nicht berühren lassen wollen, ist Nannen nichts für Sie, denn seinen Lesern nah zu sein, war die Maxime meines Großvaters. Und wenn doch, dann folgen Sie mir auf die Suche nach einer Antwort. Die Frage lautet: Wer war Henri Nannen wirklich?



## Der Bauch

Es passte nicht zu ihm, tot zu sein. Er war nie tot. Das Leben war seine Erfindung. Mindestens hätte es das sein können. Er liebte das Leben, die Einzelteile des Lebens. Und je älter er wurde, desto mehr davon sah er. Er formte Leben. Und er schwitzte es aus. Er befragte das Leben, wollte es kennenlernen, ohne Vorurteile und in allen Farbtönen, mit all seinen Geschichten, er wollte dem Leben begegnen. Und er freute sich daran. Trotz allem, immer. Das Ganze musste also ein großer Irrtum sein. Etwas stimmte nicht.

Es war Herbst, der 18. Oktober 1996, ein Freitag. Wir hatten gerade noch miteinander gesprochen. Er war nicht wirklich in guter Verfassung, aber er hatte die Operation gut überstanden. Er verstand mich, er sprach mit mir, er sah mich. Er hatte Durst. Gut zwei Wochen war das her. Im Radio auf der Fahrt von Hamburg nach Emden sprach niemand von Henri Nannen, dabei hatte es die ganze Woche über Nachrufe gegeben. Das ganze Land wusste, was geschehen war. Mir ging es nicht in den Sinn. Vor fünf Tagen um 4.00 Uhr morgens hatten die Ärzte des Hannoveraner Oststadt-Krankenhauses den Tod von »Henry Franz Theodor Max Nannen, Chefredakteur« festgestellt – so steht es in der Sterbeurkunde.

So war es aber nicht ausgemacht. Wir hatten verabredet, dass ich von der Reise nach Madrid erzählen würde. Das hatte ich versprochen, als ich ihn vor meinem Abflug auf der Intensivstation der Klinik besuchte, wo er sich zuvor einer Magenkrebsoperation unterzogen hatte. Von dieser Reise war ich nun zurückgekehrt. Goyas »Die Erschießung der Aufständischen«, Diego Velázquez' »Las Meninas« und natürlich Picassos »Guernica«. Was hielt er denn nun davon? Er

kannte diese Bilder, Velázquez hatte er schon in seiner Jugend mit seiner Freundin Cilly geliebt. Wir mussten darüber reden. Über diese Bilder und darüber, warum es sie wohl gibt und wie man sie liest. Darüber, was sie sagen, die Bilder. Über das Leben.

Über das Leben hatten wir so viel gesprochen, aber über kunsthistorische Konzeptionen viel zu wenig. Konzeptionen interessierten ihn ohnehin wenig, eigentlich faszinierte ihn daran nur, was sie bewirkten. Das war wichtig. Die Wirkung der Hängung der Königsfamilienbilder im Museo del Prado – hat er die auch so empfunden? Das Zusammenspiel dort war perfekt – das richtige Bild am richtigen Fleck –, und das Ergebnis war magisch. Er ist doch empfänglich für Magie. Wo aber war er?

Diese Gedanken schossen mir durch den Bauch, als ich hinter dem Sarg herging. Der Sand knirschte unter unseren Füßen. Das war kein fröhliches Geräusch, weil jeder Fuß versuchte, würdevoll den Boden zu erreichen, und was machte das schließlich besser? Alle Bemühungen, irgendetwas besser zu machen, waren doch grotesk. Wenigstens klang es nicht so kalt und brutal, wie wenn Absätze auf Asphalt geklappt hätten. Gut, dass Friedhöfe Sandwege haben.

Der Sarg sah aus wie ein Möbel, das niemand braucht. Braun, ein bisschen rötlich vielleicht. Mit groben Beschlägen. Irgendwie altmodisch. Müssen Särge so aussehen? Vielleicht, damit sie niemand zu Hause haben möchte. Damit man sich nicht lange in ihrer Nähe aufhalten mag. Damit schnell getan werden kann, was getan werden muss, sie in die Erde bringen. Damit man Abstand hält? Jetzt nur nicht durchdrehen, nicht so zittern, weitergehen, weiterdenken, wegdenken.

Soll dieser Sarg uns auf Distanz halten? Respekt einflößen, und wenn ja, wovor eigentlich? Vor dem Tod kann man vielleicht Angst haben. Aber Respekt? Also dann vor dem Verstorbenen? Dafür brauchte Henri Nannen keinen Sarg.

Ich wollte keinen Abstand, ich wollte Nähe, wollte bei ihm sein. Diese Art Respekt, der doch eher Fremdheit ist, der eine große Kluft zwischen Generationen meint, diesen Respekt, der Nähe unmöglich macht, hatte ich doch nie vor ihm. Man musste in seiner Gegen-

wart nicht leise sein, sich nicht zurückhalten, man musste nicht fragen, ob man ihn in den Arm nehmen, ob man ihm nahe sein durfte. Ich musste es nicht. Und wenn ich seine Hand nahm, dann war er froh und hielt meine Hand ganz fest. Er hatte große, glatte, fleischige, trockene Hände.

Vor allem konnte ich ihn immer anschauen, beobachten, ihm ansehen, ob er die Leute um sich herum jetzt gerade furchtbar lästig oder irgendwie nützlich oder einfach interessant fand. Ob ihn etwas rührte oder gar nicht berührte. Wie fand er denn diesen Aufzug hier?

Ich konnte es nicht glauben, dass mein Großvater in dieser Kiste liegen sollte. Das war absurd. So etwas hätte er nie getan, sich vor anderen hertragen lassen – oder doch, aber nicht liegend. Henri Nannen war jemand, der stand, der ausschritt, der sich durch seine bloße körperliche Anwesenheit Raum verschaffte. Mein Großvater war einer, unter dessen Schritten sich Erde erst zu einem Weg formte. Auch deshalb, weil er sie zur Not platt walzte und alles andere, das ihm in die Quere kam, dazu. Er bestimmte, ob das ein Weg war. Und die Menschen glaubten ihm; ihm, der für die meisten Deutschen vor allem der Chef vom *Stern* war. Sie gingen mit ihm. Egal, wohin er ging.

Wie ist ihm das geglückt? Was hatte dieser Polizistensohn, am ersten Weihnachtstag 1913 in Emden in Ostfriesland geboren, nur an sich, das es ihm erlaubte, seine Zeit so deutlich mitzuprägen? Wenn man heute Zeitgenossen danach befragt, dann gibt es mindestens eine gemeinsame Antwort: »Der Nannen hatte das alles in seinem Bauch.« Dieser »Bauch«, mithilfe dessen der *Stern* zu einer Ikone Westdeutschlands wurde, hatte aber viele Facetten, die nach innen und nach außen wirkten, und er ist nicht einfach mit »Intuition« gleichzusetzen. Bauchgefühl war es allein nicht. »Nannens Bauch« – das meint seine gesamte Aura, seine Wirkung auf Menschen, seinen blitzgescheiten Verstand, seine Skrupellosigkeit in manchen Dingen, seine Unnahbarkeit, seine Wärme, eine unglaubliche Portion Charme, aber auch die Furcht, die er unter den *Stern*-Kollegen verbreiten konnte, indem er einige von ihnen mit einer Eiseskälte ab-

kanzelte; es meint die Bedingungslosigkeit und den Perfektionismus, mit dem er arbeitete; es meint die Unruhe, die ihn durchs Leben trieb, und die Kraft, die sich aus seiner Wirkung auf andere entwickelte und die er wiederum nach vorn gewandt für seine Ideen einsetzte.

Diesem Bauch muss ich auf die Spur kommen, wenn ich verstehen will, wie Vorstellungen, Bilder, Werte, wie Meinungen und Haltungen, die zum kollektiven Gedächtnis der Generation *Stern* gehören und so zu einem Teil unser aller Kultur wurden, eigentlich entstanden sind.

Die Dürrekatastrophe, die 1973 die Sahelzone Afrikas traf, ist ein gutes Beispiel dafür, wie es war, wenn mein Großvater Menschen dazu brachte, ihm zu folgen. Sie war so etwas wie eine Jahrhundertkatastrophe. Die ersten Bilder, die hier in der bunten Welt der Siebzigerjahre eintrafen, kamen kurz vor Weihnachten. Der *Stern* hatte damals eine Auflage von etwa 1,6 Millionen Exemplaren. Er erreichte enorm viele Leser und war die Illustrierte für Reportagen. Der *Stern* brachte die Welt in die Wohnzimmer der Deutschen. Und auch das erklärt, warum damals ein Ruck der Hilfsbereitschaft durchs Land ging, als auf einmal zehntausende Menschen kleines und großes Geld zur Rettung Äthiopiens spendeten. Es war mein Großvater, der zu dieser Aktion aufgerufen hatte. Er wandte sich direkt an seine Leser und schrieb: »Ich bitte um Hilfe.« Pur, direkt, freundlich, mit der nötigen Verzweiflung in der Formulierung. Zum Kuratorium der *Stern*-Aktion »Rettet die Hungernden«, die er schon gründete, als seine Reporter noch in Äthiopien recherchierten, gehörten Hans-Dietrich Genscher als Bundesinnenminister, Erhard Eppler, damals Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, dazu der Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, der Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Vorsitzende der Bayer AG. Sie alle waren dem Ruf gefolgt. »Natürlich wusste Nannen, wie man Auflage machte. Aber ich war mir in diesem Falle sicher, dass ihm das wirklich eine Herzensangelegenheit war«, sagt Hans-Dietrich Genscher mir heute.

Anfang Oktober 1973 meldete die *Neue Zürcher Zeitung*, dass bereits 50 000 Menschen an Hunger und Ausmergelung gestorben waren. Kurz darauf wurde eine Zahl von 100 000 Opfern genannt. Es würde eine Hungerkatastrophe über Äthiopien hereinbrechen – das damals 24,3 Millionen Einwohner zählte –, wie sie die Welt noch nicht erlebt hatte, das stand zu diesem Zeitpunkt fest.

Henri Nannen schickte seine Reporter Heiko Gebhardt und den Fotografen Thomas Höpker in die Provinzhauptstadt Dessie in Wollo, Äthiopien. »Alle vier Tage sterben mehr Menschen, als Berchtesgaden Einwohner hat«, schrieb Gebhardt in der großen Reportage im *Stern*. »Tägliche Sterberate allein in Wollo – 500 Menschen, vor allem Kinder bis zu zwölf Jahren.« Zwei Millionen Menschen waren in akuter Gefahr, zu verhungern. Die Journalisten brachten eine Reportage mit nach Hamburg, in der sie Bilder von verendeten Tieren am Straßenrand und solche von Toten, die niemand mehr bestatten konnte, heraufbeschworen, und von Ärzten, die verzweifelt versuchten, zu den Hungernden in der Wüste überhaupt nur durchzudringen. Was sie nicht kommentierten – weil Nannen nicht wollte, dass die Leidensgeschichte der Menschen durch Politik verwässert würde –, waren die politischen Umstände und die Fragwürdigkeit der Person von Kaiser Haile Selassie. Die Kritik veröffentlichte Gebhardt in der *Zeit*.

Mein Großvater war berührbar, von Bildern, von Schicksalen, von Leid – und er wusste, dass es anderen genauso gehen würde. Dass er sich ganz sicher darüber war, was er fühlte, machte einen Teil seiner Aura aus. Er zweifelte in solchen Fällen nicht. Das machte ihn glaubhaft.

Er wusste, die *Stern*-Leser würden handeln wollen – wenn man sie beim Gefühl und nicht beim Verstand packte. »Wir müssen neben Medikamenten, Decken und ärztlichem Gerät Milchpulver und Kindernahrung kaufen. Selbst die ausgemergelten Mütter und die hungernden Männer sind so weit geschwächt, dass sie fürs Erste nur Babynahrung bei sich behalten können«, schrieb mein Großvater in seinem Editorial an den »lieben *Stern*-Leser«. Und er wollte keinen Kompromiss, nicht einfach nur ein bisschen Geld. Er wollte etwas nie Dagewesenes – eine Spendenaktion, von der die Menschen noch

lange reden würden. »Ich übernehme die Verantwortung dafür, dass keine Mark für Verwaltung draufgeht und dass nichts gekauft wird, was nicht unbedingt nötig tut«, versprach er. Er verschickte 3800 Bettelbriefe, die er in einer Nacht eigenhändig unterschrieb.

Nach sechs Wochen hatte die *Stern*-Aktion 14 Millionen Mark an Spenden mobilisiert. Am Ende gingen mehr als 20 Millionen Mark auf dem Spendenkonto 60-600 beim Postscheckamt Frankfurt ein.

»Was du persönlich mit deiner Hilfsaktion für die hungern- den Leute in Äthiopien geleistet hast, halte ich schlechthin für umwerfend«, sagte Rudolf Augstein zu seinem Freund und Weggefährten Nannen anlässlich eines Geburtstags. »Kommt man dir damit«, so sprach er weiter, »so sagst du: »Ich habe ja nur telefoniert.« Gut, aber das vierundzwanzig Stunden lang und das vierzehn Tage lang. Und glaubst du, die Leute hätten dir das Geld gegeben, wenn sie dir und dem *Stern* nicht zugetraut hätten, dass ihr es vor Ort dem vorbestimmten Zweck auch wirklich würdig zuführen könntet?«

Zu »Nannens Bauch« gehörte das Verständnis dafür, wie er erreichen konnte, was er wollte. Er brachte die große Katastrophe in der Ferne auf das kleine, verständliche Bild. Und er schuf einen Rahmen, der noch zur Auflagensteigerung des *Stern* beitragen sollte.

Schwer sah er aus, der Sarg, nicht an Gewicht, sondern schwer in seiner Art. Nicht die Art, wie mein Großvater sich eingerichtet hätte. Dieses Monstrum passte nicht zu den englischen Stilmöbeln. Auch nicht zu den hellen Sofas. Mein Großvater war ein Ästhet. Er achtete auf die Feinheit der Dinge, mit denen er sich umgab. Das fing schon bei der Kleidung an, seine Anzüge waren immer aus leichten, hochwertigen Stoffen, die sich wunderbar anfühlten. Sie saßen akkurat, die passende Krawatte dazu war dezent, das Hemd oft hanseatisch blau – ein Herr war er, so konnte man meinen. Das bedeutete nicht, dass er sich wie verkleidet benahm und vor Eleganz reglos wurde. Er bewegte sich ausladend, und er sah sich auch nicht besonders vor.

Der Sarg passte nicht zu seinen Bildern. Er war nicht expressiv, er sagte nichts. Er war kein Statement, hatte keine Haltung. Er war nichts von Bedeutung. Und er war nichts, das sich verständlich machte. Das

konnte es doch jetzt nicht gewesen sein. Das war doch noch nicht alles! Es musste sich um einen Fehler handeln. Wer hatte hier eigentlich das Sagen?

Die Wucht, mit der mein Großvater da war, mit der er lebte, das Leben umfasste, schüttelte und es zu seinem machte, diese enorme und also zu bestaunende Präsenz machte seinen Tod für mich unmöglich. Und sie traf mich wie ein Bumerang, als er fort war. Ich hielt meinen Großvater für unsterblich. Und das war er auch. Sein ganzes Leben lang.

Mit dieser Unsterblichkeit erschuf er den *Stern*. Diese Selbstverständlichkeit war es, mit der er nach dem Krieg in die geschenkte Freiheit loszog, um etwas zu bewegen, was es auch immer sein mochte. Er hatte das Schlimmste überlebt, was konnte ihm schon noch passieren? Und diese Kraft der Unsterblichkeit war es auch, mit der er sich zu seinem siebzigsten Geburtstag in Emden eine Kunsthalle baute. Sie war die Energie, mit der er das Jugendblättchen *Zick-Zack*, für das er die Lizenz von der britischen Militärbehörde erhalten hatte, zu einer der bedeutendsten Zeitschriften der Welt machte – denn das war der *Stern* in seiner Hochzeit, das bekannteste Magazin neben dem amerikanischen *Life* und der französischen *Paris Match*.

*Paris Match* hatte es sich nach dem Vorbild von *Life* zur Aufgabe gemacht, exzeptionelle Fotostrecken zu präsentieren und dazu gut recherchierte Reportagen zu bringen. *Life* hat meinen Großvater stark beschäftigt. Er hat immer wieder davon gesprochen.

In den Fünfzigern hatte er gemeinsam mit Rudolf Augstein Henry Luce, den Chef ihrer großen Vorbilder *Time* und *Life*, in New York besucht. »Unser Englisch beschämte uns tief«, erzählte Augstein Jahrzehnte später. »Er versuchte, ähnlich schlecht zu sprechen, was aber natürlich nicht möglich war.«

»Look at LIFE, see the World«, hieß es damals.

Mein Großvater hätte nie einen solchen Leitspruch für sein Blatt ausgegeben, auch keine Leitlinien, das Programmatische lag ihm nicht. Aber im Prinzip gab die Idee von *Life* das wieder, was er machen wollte, das, was er mit dem *Stern* tat: die Welt sehen und sie nach

Hause holen. Und wie man das am besten macht, hat er so oft erzählt, auch bei uns zu Hause immer wieder, dass ich die Anekdote zugegebenermaßen fast nicht mehr hören konnte. Aber sie ist so schön und zeigt so viel von dem, wie er glaubte, dass Geschichten ankommen, dass auch ich sie hier wiedergeben möchte: »Journalisten verschiedener Nationen sollten einmal für einen Wettbewerb einen Artikel über den Elefanten schreiben. Der Engländer schrieb: ›The elephant and the football.« Der Franzose: ›L'éléphant et l'amour.« Der Österreicher: ›Erinnerungen eines uralten Elefanten an das Wiener Burgtheater.« Der Amerikaner: ›How to breed bigger and better elephants in less time for less money.« Und dann kam der Aufsatz des Deutschen, mit dem Titel: ›Wesen und Grundlagen der Psychologie des Elefanten. Band I, Volumen A: Der burmesische Arbeitselefant in seiner Beziehung zum Menschen.« Mein Großvater hat sich immer für »Der Elefant und die Liebe« entschieden.

Zum Bauchgefühl meines Großvaters gehörte aber auch etwas, das manche seiner Gefährten als Chuzpe bezeichnen, eine Art Wagemut, ohne dabei bewusst leichtsinnig zu sein. Aber diese Chuzpe war keine versteckte, nichts aus dem Hinterhalt, nichts, das er nutzte, wenn keiner hinsah. Sie war nicht klein und geflüstert, aber auch nicht übermäßig frech. Es war eher wie eine Veränderung des Bewusstseinszustandes. Er konnte binnen eines Augenblicks eine unangreifbare Haltung einnehmen, ein anderer sein. Dabei wurde er nicht stählern oder eiskalt; es war vielmehr, als habe er in Drachenblut gebadet. Und er wirkte nicht nur authentisch, er war es auch. Er glaubte an den Augenblick. Und im entscheidenden Augenblick glaubte er sich selbst. Es war so, als sagte er sich dann: Ich oder keiner. Jetzt oder nie. Und »nie« kam nicht infrage.

Mit dieser Unverwundbarkeit ging er am Abend des 12. September 1955 in Moskau die mit einem gemusterten Teppich und blitzenden messingfarbenen Teppichspangen belegten Marmorstufen des Kreml hinab. Neben Henri Nannen, einen halben Schritt voran, ging Nikolai Bulganin, damals russischer Ministerpräsident. Übernächster Nachbar war, auf gleicher Höhe, Deutschlands erster Bundeskanzler Konrad Adenauer, der wiederum einen halben Schritt hinter dem sowjeti-

schen Präsidenten Nikita Chruschtschow folgte. Hinter den Herren kamen die deutsche Delegation und eine Schar Leute, die dem vorangegangenen Festakt beigewohnt hatten.

Der Moskaubesuch Adenauers wurde zu seiner populärsten Auslandsreise, und das, obwohl der eher Frankreich und dem Westen zugewandte Rheinländer gezögert hatte, ob er die Chance, die sich mit den im Kreml anstehenden Verhandlungen bot, wahrnehmen sollte. Zehn Jahre nach Kriegsende gelang es dem Kanzler schließlich, die letzten noch verbliebenen Deutschen aus russischer Kriegsgefangenschaft nach Hause zu holen – 9626 waren es. Und auch wenn manche dieser Soldaten später als Kriegsverbrecher in Deutschland zu lebenslangen Strafen verurteilt wurden, wurde Adenauer durch diesen Erfolg zum Held der Deutschen.

Damals war der *Stern* sieben Jahre alt, hatte bereits eine Auflage von 800 000 Exemplaren, war aber noch weit von dem politischen Blatt entfernt, zu dem er in den Sechzigern werden sollte. Sein Gründer und Chefredakteur Henri Nannen war einundvierzig Jahre alt und den Menschen in Deutschland noch kein richtiger Begriff. Aber das sollte sich ändern.

Adenauer selbst war mit großer Entourage gereist. Die engere Delegation umfasste zwölf Personen, darunter der Kanzler selbst, Außenminister Heinrich von Brentano, Kurt Georg Kiesinger, der damals noch dem Auswärtigen Ausschuss vorsah, dessen Stellvertreter Carlo Schmid, der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Karl Arnold, die Staatssekretäre Hans Globke und Walter Hallstein. Unter den mitreisenden Journalisten waren Marion Gräfin Dönhoff, Rüdiger von Wechmar, Claus Jacobi, Gerd Ruge und andere mehr der einflussreichsten Journalisten der Fünfzigerjahre.

Dass es ausgerechnet meinem Großvater gelingen würde, so nah an das Geschehen heranzukommen, war nicht unbedingt wahrscheinlich gewesen. Für das Bankett im Festsaal hatte er nämlich keine Einladung gehabt. Dort hinein hatte der *Stern*-Fotograf Ernst Grossar, der mit ihm nach Russland gereist war, seinen Chef mit einem Trick gebracht. Grossar war mit einem Foto in der Hand, auf dem er selbst mit Bulganin zu sehen war – das Bild war eine Weile zuvor bei einer

Konferenz in Genf entstanden –, auf den Wachmann am Eingang zugegangen und hatte ihm von einem angeblichen Missgeschick erzählt. Leider, leider habe er, der zur deutschen Delegation gehöre, seine Einladung im Hotel vergessen. Aber man könne ja auf dem Bild sehen, wer er sei, und deshalb möge man ihn bitte auch ohne das Papier einlassen. Grossar durfte passieren und wandte sich, im Saal angekommen, an einen zweiten Wachmann, der doch seinen Chef hereinholen möge, der stehe draußen und habe seine Einladung vergessen.

So hat es mein Großvater oft erzählt. Und ich glaube, er freute sich immer noch darüber, dass es geklappt hatte. Er zog die linke Augenbraue leicht hoch, hob das Kinn ein klein wenig an, setzte sich scheinbar etwas gerader und begann zu erzählen. »Oh, also, das war so ...« Mein Großvater sprach immer recht deutlich, nuschelte nicht – darauf hatte sein Vater großen Wert gelegt –, und wenn er die Moskau-Geschichte erzählte, war da immer ein Schmunzeln in seinen Augen. Ich glaube, es war wie bei einer Erinnerung an einen geglückten Jungensreich – eine Mischung aus Stolz und Abenteuer.

Ernst Grossar sprach fließend Russisch und hatte bei den Aufpassern damals offenbar den richtigen Ton getroffen. Nachdem er seinen Chef beschrieben hatte, konnte Personal geschickt werden, um ihn hereinzuholen. Später sagte Grossar: »Wenn Bundeskanzler Adenauer einmal nicht mehr ist – wir haben doch einen Herrn Nannen.«

Jemand, der nicht wusste, wie der deutsche Bundeskanzler aussieht, hätte annehmen können, dass es sich bei Adenauer um den groß gewachsenen, aufrecht gehenden Mann rechts neben Bulganin handeln musste. Dessen Blick war nach vorn, nicht auf die Treppenstufen gerichtet, seine Hände lagen am Körper an, die Haltung gestrafft, der schwarze Anzug knitterfrei, eine seidene Krawatte um den gestreckten Hals – ein Staatsmann eben, bar jeder Mimik, die ihn zu einem Individuum gemacht hätte. Ein Mann, dem es soeben gelungen war, einen bedeutenden diplomatischen Sieg im Frieden zu erringen. Hätte man meinen können. Nur, anders als alle anderen trug er in der oberen Anzugtasche einen kleinen Schreibblock und einen Stift – die Utensilien des Reporters.

Wie es ihm geglückt war, in die erste Reihe zu gelangen, hat mein Großvater später immer wieder erklärt. Auch mir: »Du weißt doch,

Stephanie, das war die ernste Miene mit dem befugten Gesicht.« Dabei schmunzelte sein Mund – wie üblich, wenn ihm gefiel, was er sagte – mit ein wenig nach unten gezogenen Winkeln und ohne dabei Grübchen zu erzeugen; eigentlich verzog er dann möglichst keine Miene, so als wollte er nicht, dass sich seine im Gesicht des anderen spiegelte. Lieber war es ihm in solchen Momenten, zu sehen, wie ich reagierte. Auch konnte man ihm so nicht ablesen, wie ernst er das Gesagte meinte. Übrigens ist der zweite Halbsatz seiner Erklärung zu dem Foto in Moskau der eigentlich entscheidende. Er lautet: »Denn Unbefugten ist der Zutritt verboten.«

Diese Erkenntnis, die sich als Warnung noch heute an Baustelleneinfahrten oder anderen der gemeinen Öffentlichkeit nicht zugänglichen Orten findet, war für ihn eiserner Leitsatz. »Ich muss befugt sein, wenn ich da reinwill«, hieß das für Henri Nannen. Weil der Journalist Nannen überall Einblick haben wollte, alles wissen, überall mitmischen, nirgends draußen bleiben konnte, aber nicht für alles auch eine Einladung oder Erlaubnis hatte, musste er wenigstens befugt aussehen, fand er. Es war keine Pose. Das Wichtige daran war, eben nicht sonderbar aufzufallen, sondern ganz selbstverständlich daherkommen. Denn selbstverständlich gehörte Henri Nannen in die erste Reihe. Nur wenn er das für den Augenblick selbst glaubte, konnte es ihm gelingen, befugt zu wirken.

Die »ersten Lektionen« für diese Art Auftreten erhielt mein Großvater gemeinsam mit Rudolf Augstein – fünfzig Jahre lang waren die beiden befreundet – 1947 in Hannover. »Zur Eröffnung der Hannover-Messe schritten wir mit dem Generalmusikdirektor Franz Konwitschny Seite an Seite zur Eröffnung. Wir beide hatten aber keine Einlasskarten. Da sagte der Dirigent: »Aber meine Herren, so was macht man anders. Sie gucken jeden strafend an, der nach der Karte fragt, und reden angeregt auf mich ein.« So taten wir es, und so funktionierte es«, erzählte Rudolf Augstein.

Diese journalistische Grundregel hat Nannen auch seinen Redakteuren mitgegeben. »Das hat der Alte immer wieder gepredigt«, sagt heute Michael Jürgs, der 1976 zum *Stern* kam, schnell Unterhaltungschef und viel später – nach der Nannen-Ära – *Stern*-Chefredakteur

wurde. »Ihr müsst ein befugtes Gesicht machen«, habe Nannen gesagt – und nicht nur die Mimik gemeint. Der jeweiligen Situation entsprechend muss das Richtige gesagt werden, das Gesicht dazu passen, die Haltung überzeugen; ein Lächeln kann helfen, auch eine Träne, Hemdsärmeligkeit oder Weltgewandtheit kann Türen öffnen. Jürgs interpretiert Nannens Worte heute so: »Man muss mit dem, was man selbst nicht hat oder ist, angeben. Nur in dem einen entscheidenden Moment.« Für einen Journalisten sei das lebensnotwendig.

Der *Stern*, das war in den Sechzigern und Siebzigern ein Blatt, das überall auf der Welt Türen öffnete; ein Ort, von dem aus Tabus gebrochen wurden, von dem aus man Grenzen versetzte. Die Reporter waren bekannt, wurden auf der Straße von den Leuten angesprochen, hatten im Verlag alle Möglichkeiten, oft wochenlang Geschichten zu recherchieren, lebten mit gutem Salär und schönen Dienstwagen. Die Zeitschrift war so erfolgreich, dass da für jeden ein bisschen Sternenstaub abfiel. Schon 1975 setzte sich der *Stern* an die Spitze in Deutschland – mit einer Auflage von 1,68 Millionen. Im Anzeigengeschäft führte er die europäischen Zeitschriften seit 1974 an. Vom *Stern* wollte man damals nicht weggehen. Und bleiben konnten nur diejenigen, die Qualität brachten.

Heiko Gebhardt gelang es als einzigem Reporter seinerzeit, an den abgeschirmten Polizisten heranzukommen, der Benno Ohnesorg erschossen hatte, und führte ein langes Interview mit ihm in dessen Wohnhaus.

Robert »Bob« Lebeck stieg noch 1999 mit dem befugten Gesicht – wie er selbst sagt – im Kosovo in einen Hubschrauber, der nicht für Vertreter der Presse vorgesehen war. Er hatte sich das Namensschild des Regierungssprechers genommen und saß so in dem Helikopter, in dem auch Kanzler Gerhard Schröder flog. Die großen Reporter hatten sich Nannens Haltung zu eigen gemacht, und viele waren ihm in genau diesem Punkt nicht unähnlich.

Sein befugtes Gesicht galt nie mir. Ich habe es ihn aufsetzen sehen, aber nicht in meine Richtung. Wenn mein Großvater mich von etwas zu überzeugen versuchte, dann ging er anders vor. Er erzählte. Je nachdem worum es ging, erzählte er so, dass ich die Geschichte nacherleben konnte, weil er mir alle Einzelheiten schilderte.

Es gab jedoch auch diese andere Art von Geschichten, die in der Gegenwart spielten und die den Zweck hatten, mit den Dingen, die geschahen, umgehen zu können. Ein Beispiel: Ich war vielleicht zwölf Jahre alt, als in einer Hamburger Zeitung über den Mord an einem jungen Mädchen berichtet wurde. Die Schülerin war mit dem Rad zu einer Fete in der Nähe gefahren. Auf dem Heimweg wurde sie, ein paar hundert Meter von ihrem Elternhaus entfernt, überfallen und getötet.

Ich war panisch an diesem Abend. Ich hatte Angst. Dann kam mein Großvater, der sich zum Essen angemeldet hatte. Er setzte sich auf meine Bettkante. Ich erzählte ihm von dunklen Heimwegen und dass ich glaubte, jedem könne so etwas Schreckliches zustoßen, warum also nicht auch mir? Als ich geendet hatte, sah er mich an und sprach. Er tat nicht, was alle Eltern zur Beruhigung ihrer Kinder versuchen würden. Er sagte nicht: »Keine Angst, das kann gar nicht passieren!« Im Gegenteil. »Du hast recht, Stephanie«, sagte mein Großvater. »Jedem könnte so etwas passieren, auch dir. Also lass uns darüber nachdenken, wie wir aufpassen können, dass dir nichts geschieht.« Wir haben noch eine Weile geredet, und es war gut. Es war kein Zauberspruch, mit dem mein Großvater mich beruhigt hatte. Er nahm einfach die Wahrheit und mich damit ernst. Das funktionierte bei mir so gut wie bei seinen Lesern.

Mein Großvater war ein Erzähler, und wer sich erinnert, hat ihn vor sich, wie er stundenlang sitzen konnte und seinen Redefluss kaum je unterbrach. Augstein hat oft davon gesprochen, wie er und Nannen einmal im Flugzeug nach New York saßen und sich gegenseitig ihre Lebensgeschichte erzählten. »Als wir wieder zu Hause in Hamburg ankamen«, so sagte es Rudolf Augstein, »kannte ich dein Leben, Henri.« Er hatte den Freund kaum zu Wort kommen lassen.

Das war ja sonst nicht wirklich anders. Man darf sich nicht vorstellen, dass es bei einem Glas Bier oder einem Schinkenbrot immer wirklich Gespräche gegeben hätte. Mitunter sprach nur einer, und das war mein Großvater. Er aß währenddessen, knusperte Nüsse, krümelte, redete weiter, trank wenig Alkohol, denn davon bekam er Kopfschmerzen.

Damals waren Hörbücher für Erwachsene noch nicht verbreitet. Mein Großvater war an solchen Abenden jedoch der *Stern* als Hörbuch. Es war, als schaltete er sich selbst an und vertonte die Ereignisse da draußen in der Welt. Er sprach druckreif, wartete nicht auf Gegenfragen, beantwortete auch keine, sondern gab die Story zum Besten. So, wie er sie sah; er wählte den Schwerpunkt des Themas, hob Personen hervor, ließ andere im Dunkel, färbte Situationen, wenn Gefühl nötig war, beschleunigte, um Spannung zu erzeugen. Von Begebenheiten mit Politikern sprach er, von Hintergründen zu Geschichten, die im *Stern* gedruckt wurden. Und das tat er so gut, mit einem solchen Sinn für Höhen und Tiefen, einem Gespür für Dramaturgie und den richtigen Fokus, dass ihm jeder zuhörte. Seine Zuhörer hingen an seinen Worten, alle. Selbst dann, wenn sie die Geschichte schon kannten. Das galt oft auch für mich.

Mein Großvater verbesserte die Erzählungen von Mal zu Mal, wodurch sich die Abläufe und die Details immer wieder leicht veränderten. Als Kind hat mich das irritiert. Damals dachte ich, dass er sich einfach nicht mehr ganz genau erinnerte und deshalb immer wieder neu erzählte. Letztlich begriff ich aber, dass es zu seiner Art gehörte. Er feilte an Geschichten, wie er es bei der Bearbeitung von Texten im *Stern* tat. Man konnte immer verbessern. Hier etwas streichen, dort einen Satz umbauen, den Höhepunkt anders setzen, eine Figur mehr in den Vordergrund holen.

Wenn er mit seinem Freund Victor Schuller zusammensaß und die beiden gemeinsam von etwas berichten wollten, verlief das immer ähnlich. Beide hatten völlig verschiedene Auffassungen davon, was wahr war. Victor »Vic« und Henri hatten sich 1943 bei einem Offizierslehrgang in Berlin kennengelernt, Vic und seine Frau Thea machten Henri dort mit Martha, meiner Großmutter, bekannt; Vic und Henri haben fünfunddreißig Jahre lang den *Stern* zusammen gemacht – Victor war der Herr der Texte, und eine ganze Zeit lang Stellvertreter des Chefredakteurs. Vor allem aber war er die Klimaanlage des *Stern*. Er richtete die Redakteure wieder auf, wenn diese sich beim Chef Prügel eingehandelt hatten. Die Leichenteile, die aus Nannens Büro fielen, setzte Vic wieder zu Menschen zusammen, hieß es. Vic

war gleichzeitig aber einer der wenigen Freunde meines Großvaters und absolut loyal.

Einer von beiden begann also zu erzählen. Der andere hörte zu, ergänzte zunächst, verbesserte dann, erst sanft, später mit Nachdruck. Irgendwann wurden aus dem gemeinsamen Erzählfluss zwei Geschichten, die nur noch wenig miteinander zu tun hatten. Vic bestand darauf, dass es so nun aber wirklich nicht gewesen sei. Henri erzählte weiter, und Vic schüttelte nur noch den Kopf. »Herrje, Peter [so nannten ihn ganz alte Freunde und manche Frauen], so stimmt das doch nicht, du musst doch bei der Wahrheit bleiben.« Und mein Großvater sagte dann: »Das ist die Wahrheit.« »Ist sie nicht.« »Natürlich ist es die Wahrheit, und so wie du es erzählst, ist das doch gar keine Geschichte, so will das doch keiner hören!« Wichtig für Henri Nannen war nun mal der Rhythmus, der Sound einer Geschichte, da durfte nichts monoton werden und nichts klappern. Die Spannung, die sie erzeugte, war von Bedeutung, die Gefühle, die sie bewirkte oder hinterließ, maßgeblich.

Es gibt Weggefährten wie den ehemaligen Anwalt des *Stern* und damit langjährigen Streiter in der Sache, Heinrich Senfft, der überspitzt formuliert, mein Großvater habe sein erstes wahres Wort gesprochen, als er mit achtzig Jahren sagte: »Altwerden ist scheiße!« Andere versuchen, Details zu widerlegen, was ihnen gelingt, weil Henri Nannens Geschichten sich eben wandelten.

Manfred Bissinger, der 1966 zum *Stern* kam und über die Jahre so etwas wie der Ziehsohn meines Großvaters und schließlich sein Stellvertreter wurde, bis man sich 1978 im Streit trennte, beschreibt dieses Phänomen so: »Nannen hatte eine wunderbare Eigenschaft. Wenn Sie dem eine Geschichte erzählten, die ihm gefiel, dann hat er sie sofort adoptiert. Und es konnte Ihnen passieren, dass er drei Stunden später in Ihr Zimmer kam und Ihnen genau diese Geschichte, die Sie ihm erzählt hatten, wiedergab – viel schöner, viel blumiger, viel genialer. Aber es war natürlich seine. Davon war er überzeugt. Er liebte Geschichten. Und wenn's gute waren, waren es nun mal einfach seine. Die gehörten dann zu ihm.

Wir haben beim *Stern* immer versucht, zu verhindern, dass er in Gerichtsverfahren aussagt – der *Stern* hatte ja viele Gerichtsverfahren. Der hätte jeden Meineid geleistet, wenn man ihn nicht vorbereitet hätte. Nicht absichtlich, das auf keinen Fall. Er war immer davon überzeugt, dass es so war, wie er es sagte. Man hätte ihm das nicht vorhalten können. Das hätte er auch gar nicht verstanden.«

»Was ist Wahrheit?«, die berühmte Pilatus-Frage. Für den Journalisten Nannen gehörten Wahrheit und Wirkung zusammen, er hat sie in Beziehung zueinander gesetzt. Manchmal schien die Wirkung die enge Wahrheit übertrumpfen zu müssen – zugunsten einer »höheren« Wahrheit. An diese Wahrheit glaubte mein Großvater, und er verteidigte sie mit ganzer Kraft. Unter dieser Prämisse war es auch gar nicht schwierig, die Wahrheit immer ein bisschen abzuwandeln. Und vielleicht war es die einzige Art, die er kannte, um nicht von eigenen Fehlern oder falschen Ansichten festgehalten zu werden auf seinem Weg. Diese Umdeutung ließ ihn voranschreiten, auch dazulernen. Natürlich war das von außen betrachtet auch der einfachere Weg.

Gibt es eigentlich einen »falschen Tod«? Und wenn ja, muss es dann auch einen richtigen geben? Diese Fragen begleiteten mich auf dem Sandweg des Friedhofs in Emden. Über den Tod hat er einmal in diesem Sinne gesprochen. Er wollte nicht den falschen Tod sterben. Er wollte seinen Tod sterben. War dies denn seiner?

Die Aura meines Großvaters hatte etwas von Grenzenlosigkeit. Man könnte sagen, das war Teil seines »Bauches«. *Wenn Henri einen Raum betrat, so war der voll.* Ein Satz, den bis auf seine dritte Ehefrau Eske jeder, mit dem ich gesprochen habe, so oder ähnlich formuliert. »Es war unmöglich, dass Henri Nannen irgendwo hereinkam und niemand ihn bemerkte«, erzählt mir Babette Fischer, Witwe des einstigen Vorstandsvorsitzenden von Gruner+Jahr, Manfred Fischer, und mit meinem Großvater befreundet. »Das geschah einfach nicht. Er füllte Räume mit seiner bloßen Anwesenheit. Und er konnte dabei unglaublich unterhaltend sein«, sagt sie. »Aber auch furchtbar unlei-

dig, wenn er nicht wollte. Dann sagte er einfach nichts. Wenn er nicht gut gelaunt war oder gelangweilt, waren ihm Konventionen gleichgültig. Er kannte keine Regeln und schlief dann einfach ein«, sagt Babette Fischer.

Jedem wäre es peinlich gewesen, bei einer Einladung, einer Redaktionskonferenz, einem Abendessen oder in einer Vorstandssitzung einzuschlafen – Konzertbesuche wären da noch die am wenigsten unangenehmen Gelegenheiten. Meinem Großvater war es nicht peinlich. Der schlief bei vielen Gelegenheiten und ohne Ansehen der anwesenden Personen. Aber nie sehr lange. Ein paar Minuten. Er hatte übrigens nie Schrecksekunden, musste sich nicht besinnen, wenn er aufwachte. Vor allem aber war es ihm vollkommen egal, was andere über sein öffentliches Schlafen dachten. Nicht weil er sich wichtig nahm, nicht weil er damit etwas ausdrücken wollte. Nein, er tat es einfach, weil er müde war.

Es gibt einen Spruch, den sich Freunde gern in Sinnbücher schreiben, in dem es aufmunternd heißt, man möge herausfinden, wo die Grenzen sind und von dort aus starten. Bei meinem Großvater war das anders. Für ihn war eine Grenze nicht der Rand eines Raumes. Vielleicht noch eine Größe, die er in seine Berechnungen mit einbezog, wenn es darum ging, herauszufinden, wie man ans Ziel gelangen könnte. Er war aber eher der Typ, der mit kühlem Kopf und heißem Herzen drauflos marschierte – oder drauflos schrieb, zum Beispiel Anfang der Fünfzigerjahre: Damals verunglückten immer mehr Menschen an unbeschränkten Bahnübergängen auf Haupt- und Bundesstraßen. Viele der Unfälle waren tödlich. An 1810 Stellen im Land konnten die Gleise ohne eine Schranke oder eine ausreichende Warnung überquert werden. Der *Stern* hatte dem damaligen Bundesverkehrsminister Seebohm eine technische Neuerung vorgeschlagen – eine »doppelt sichernde Schranke«. Seebohm tat nichts in dieser Richtung. Der *Stern* zählte jeden Toten. Dann schrieb mein Großvater in Heft Nr. 47, 1955: »Das ist fahrlässige Tötung, Herr Seebohm«, und hielt ihm vor, er habe die Gesundheit und das Leben von Menschen auf dem Gewissen. Dann stellte er Strafantrag.

Einen Politiker anzeigen – durfte man das? Für den Normalbürger wäre da sicherlich eine Grenze gewesen. Und auch aus diesem Grund existierte sie für meinen Großvater nicht. Über Seeböhm hatte er auch zu Hause viel gesprochen, daran kann sich sein Sohn Christian, mein Vater, noch gut erinnern. Bei einem Minister konnte seiner Ansicht nach nicht haltgemacht werden, wenn es eine Möglichkeit gab, diese Bahnübergänge sicherer zu machen. »Wozu, so frage ich, haben wir eine Demokratie, wenn es uns nicht gelingen sollte, einen solchen Minister zum wohlverdienten Rücktritt zu veranlassen«, schrieb er später in einem Editorial.

Mein Großvater war kein Dummkopf, auch kein testosterongesteuerter Machtmensch, der ohne nachzudenken alles angriff, was sich ihm in den Weg stellte. »Ein starker Mann war Henri Nannen«, sagt Robert »Bob« Lebeck, der 1966 zum *Stern* kam und zu einem der größten Fotografen des Landes wurde. »Ein strahlender Mann war der Nannen, es gibt selten solche starken, stark erscheinenden Menschen.«

Diese strahlende Stärke war Teil seines »Bauches«, Teil seiner Aura – Teil auch seiner Macht. Bei den Lesern kam das an, und der *Stern* hatte eine unglaubliche Reichweite – in seinen besten Jahren las ihn jede Woche ein Drittel des Landes. Sie vertrauten Henri Nannen, und sie glaubten, dass er es schaffen könnte, ihr eigenes Leben zu verbessern. Auch deshalb, weil er es ihnen immer wieder versprach.

Ich habe die Wirkung meines Großvaters auf andere Menschen oft entstehen sehen. Allerdings war sie je nach Adressat verschieden. Es war, als hätte er für jedes Gegenüber ein eigenes Gesicht. Und das wiederum bekam so das Gefühl, dass Henri Nannen wirklich nur ihn meinte. Für den Moment war das auch der Fall. Der Leser war ihm in besonderem Maße wichtig – und später der Besucher seiner Kunsthalle. Dabei ging es immer nur um *den* einen, denjenigen, den er vor Augen hatte, wenn er sein Editorial schrieb. Oder um denjenigen, der ihm begegnete. Ganz gleich, wo diese Begegnung stattfand.

Eines Tages, es war im Winter, fuhren wir mit der Familie nach Lübeck, um dort im altherwürdigen Schabbelhaus essen zu gehen. Damals war das Schabbelhaus eines dieser gutbürgerlichen Restaurants,

in das man schon beim Eintreten die Stimme senkt, weil alles so fein still ist.

Wir waren mit dem Auto aus Hamburg angereist und hatten, in Lübeck angekommen, direkt an dem niedrigen Haus an der Mengstraße angehalten. Mein Großvater, der für sein Leben gern Auto fuhr und beides dabei manches Mal riskierte, stieg an der Beifahrerseite aus. Mein Vater hätte ihn nie ans Steuer gelassen, denn mein Großvater konnte zwar gut Auto fahren, tat das aber oft einfach nicht. Meistens beschäftigte er sich gleichzeitig mit etwas anderem, drehte sich um, damit er sich besser mit seinen Mitfahrern auf der Rückbank unterhalten konnte, blickte dabei lange nicht nach vorn, diskutierte, suchte etwas, drehte sich noch mal um. Hätte es damals schon Mobiltelefone gegeben, es wäre nicht auszudenken gewesen. Als Beifahrer war er meistens angenehm, er schlief ein, wenige Minuten nachdem der Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, und weil wir anderen uns um ziemlich unnötige Rücksicht bemühten, war es wohlthuend ruhig.

Er schlug nun die Wagentür zu, und wartete, bis alle beisammen waren. Niemals wäre er allein vorangegangen; nicht so sehr deshalb, weil er wusste, dass es unhöflich gewesen wäre, nicht auf die Familie zu warten, sondern weil es ihm nicht behagte, in Räume, die nicht seine waren, allein hineinzugehen. So trieb er denn seinen Sohn zur Eile an. »Krischan, nun komm schon.« Mein Vater schloss das Auto ab, kam, wie ihm geheißen, und öffnete die Eingangstür.

Nun war es zu jener Zeit, etwa Ende der Siebziger, so, dass »Henri Nannen« nicht nur ein Name war, sondern auch ein Gesicht. Man erkannte ihn, und ich war als Kind immer wieder erstaunt darüber, wie viele Leute meinen Großpapa kannten. Dass mir nie das Gefühl entstand, es sei etwas Ungewöhnliches, lag daran, dass mein Großvater diese Prominenz nicht vor sich hertrug. Auch hier in Lübeck nicht. Er erwartete nicht, dass sich alle nach ihm umdrehten. Er stand auch nicht wartend im Eingang, bis Oberkellner oder Besitzer ihm einen Empfang bereiteten. Genauso war er aber auch nicht verkrampft darum bemüht, sich möglichst schnell auf einen Stuhl zu setzen, um dem Blickfeld der Leute zu entkommen – wie man es so häufig bei bekannten Persönlichkeiten oder weniger bekannten Prominenten beobachten kann.

Er war bestimmt nicht bescheiden, aber er machte kein Aufhebens um sich.

Allerdings könnte man sagen, er war Aufhebens. Mein Großvater maß 187 cm und wog manchmal 120 Kilo, er fiel also schon aufgrund seiner Statur auf. Übrigens war er trotzdem selten dick, zwar wohlbeleibt, aber nie schwabbelig, irgendwie straff, er ging immer aufrecht; sogar später versuchte er es noch, als er einen Gehstock zu Hilfe nahm, weil die Polyneuritis in den Füßen ihm das Gehen erschwerte. Er hatte einen großen Kopf mit einer breiten Stirn, die scheinbar nichts versteckte, einen großen lebenslauten Mund, der mindestens, wenn er nichts sagte, immer Vertrauen erweckte, weil er etwas Gütiges hatte, seine großen Ohren mit langen Ohrfläppchen schärften das Profil. Am auffälligsten an ihm waren aber wohl diese wachen, alles sehenden und vielsagenden blau-grauen Augen. Seine Haut sah immer weich aus, und immer wenn ich sie anfasste, war sie das auch. Alles an ihm passte so gut zusammen, dass er einfach nicht zu übersehen war. Er war kein Klotz in seiner Erscheinung. Man könnte ihn mit einem Elefanten vergleichen und in diesem Bild den Porzellanladen weglassen, denn nur am falschen Ort ist ein Elefant ein klotziges, klobiges Tier.

Nachdem wir uns eben an den Tisch gesetzt hatten – der Kellner war wieder davongeeilt, die Speisekarten hatte er dagelassen –, da stand eine ältere Dame in der anderen Ecke des kleinen Saales, in dem jeder Tisch eine Nische hatte, auf und kam zögerlichen Schrittes näher. Mein Großvater sah sie gar nicht, studierte das Menü, überlegte, ob er den Rehrücken wählen sollte. Oder vielleicht doch besser Fisch? Erst als sie ihn ansprach, veränderte sich ganz plötzlich sein Gesichtsausdruck.

»Sagen Sie bitte, sind Sie vielleicht der Herr Nannen?«, fragte die Dame noch immer zögerlich. Er blickte von der Karte auf, brachte seine Augenbrauen in die richtige Stellung – die eine formte Erstaunen, die andere freudiges Wiedererkennen einer lang entbehrten Freundin – und strahlte dieses überraschte, warme, herzliche Lächeln direkt in das Gesicht der alten Dame, die er noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte. »Jawoooh!«, sagte er, »der bin ich. Und Sie ken-

nen mich? Kommen Sie aus Lübeck? Lesen Sie denn den *Stern*? Hat er Ihnen in dieser Woche auch gefallen? Ja, das ist ja fabelhaft! Haben Sie die Weihnachtstage gut verbracht? Niemals hätte ich gedacht, dass mich in dieser wunderschönen Stadt jemand kennt. Ich wünsche Ihnen einen guten Appetit.« Und überlegte weiter, ob er nicht vielleicht doch lieber Ente essen sollte.

Die Schritte der Frau auf dem Weg zurück zu ihrem Tisch waren leichter und fester zugleich. Diese Wirkung hatte mein Großvater auf Menschen. Es war ein Leichtes für ihn, dieses Gesicht aufzusetzen. Aber richtig ist auch, dass dieser Mimikwechsel nichts Aufgesetztes an sich hatte, dass er sich wirklich freute. Nicht unbedingt immer darüber, angesprochen zu werden, weil er sich doch im direkten Gespräch mit Fremden nicht recht wohlfühlte. Aber er freute sich darüber, dass die Menschen ihn kannten, dass sie ihre Scheu überwinden, ihn anzusprechen. Auch darüber, dass er dabei immer auch etwas von denen erfuhr, die ihn fragten. Das nahm er dann mit, ließ es in seine Gedanken und Sichtweisen einfließen, stellte es zur Diskussion oder argumentierte mit den Befindlichkeiten seiner Leser, wenn sie dienlich waren.

Sein Freund Vic sagte, er habe in seinem Leben keinen größeren Ego manen gekannt als meinen Großvater. »Man kann von einem Mann, der zum Erfolg geboren ist, der immer ein Ziel vor Augen hat, das er auf Biegen und Brechen erreichen will, nicht verlangen, dass er rücksichtsvoll auf Bremser wartet, die nicht mithalten können«, sagte Victor in der Trauerrede, die er an diesem 18. Oktober in Emden hielt. Mein Vater sagt: »Im Fokus meines Vaters hat es immer nur einen Menschen gegeben, und das war er selbst.« Babette Fischer sagt, er sei natürlich egozentrisch gewesen, »alle Menschen, die es zu etwas wirklich Großem bringen, müssen Egozentriker sein – das ist auch bei Künstlern so.«

Gisela Nannen, meine Mutter, denkt daran, wie viel Freude es ihm machen konnte, anderen eine Freude zu machen. »Nicht immer zu üblichen Anlässen wie Geburtstagen, sondern wenn es ihm gerade einfiel. Meistens war es dann so, dass er irgendwo unterwegs etwas

sah – ein Kleid, ein Tuch, einen Bademantel – und sich überlegte, für wen es sich am besten eignen würde.« Manchmal nahm er gleich zwei vom Gleichen mit. Wenn ihm eben zwei Damen einfielen, die haargenau zu dem Seidentuch passten.

Auch wenn er schenkte, tat er das aus der eigenen Begeisterung für die Sache heraus, die er sah. Aber ich will das nicht negativ werten; wenn er etwas für andere tat, dann kam das immer von Herzen. Die Menschen, die er liebte, hatte er in seinem Herzen, aber richtig ist auch: Im Kopf hatte er vornehmlich sich selbst.

Jeder, der Henri Nannen kannte, bescheinigt ihm ein hohes Maß an Eitelkeit. Altkanzler Gerhard Schröder auch, als ich mit ihm über seine Erinnerungen an meinen Großvater spreche. »Aber die brauchte Nannen auch«, sagt mir Schröder. »Bei dem, was er geschaffen hat, war Eitelkeit unerlässlich. Sonst hätte er es nicht schaffen können. Das ist wie in der Politik. Wenn du nicht an dich selbst glaubst und an das, was du vertrittst, dann glauben auch die anderen nicht an dich. Zuerst musst du selbst vollkommen von dir überzeugt sein.«

Mit diesem nach außen getragenen Gefühl, ihm könne nichts und niemand etwas anhaben, schuf er sich eine Rüstung. Schon die unterschied ihn von anderen Menschen. Und sie verlieh ihm eine zusätzliche Unantastbarkeit – niemand beim *Stern* hätte es gewagt, Nannen einfach mal so auf die Schulter zu klopfen, mit ihm kumpelhaft umzugehen. Er war auch nicht der Typ Mann, der sich auf ein Glas Bier mit Bekannten traf. Er blieb, trotz aller Öffentlichkeit, in der er sich bewegte, eher für sich – zu Freunden ging er hin und wieder, ja. Die meisten Menschen hielt er so von sich fern. Und weil er zudem scheu war, gelang es ihm auch nicht, diesen Raum zwischen ihm und anderen zu überwinden. Ich war in diesem Raum.

Es gibt diese Momente auf Beerdigungen, in denen der Mensch jede Kontrolle über sein Denken verliert. In denen verschwindet, was die Gewähr ist für ein funktionierendes Miteinander innerhalb einer Gesellschaft. Die vertraute, weil lange Zeit mühsam antrainierte und gut in Übung gehaltene Rationalität schaut zu und gibt den Körper frei für jegliche biochemische Reaktion. Die Auswirkungen sind von Trau-

erndem zu Trauerndem ganz verschieden. Manche schreien, andere schluchzen, sie lachen oder fallen in Ohnmacht.

Hinter dem Sarg meines Großvaters war es still. Das lag vielleicht auch daran, dass es keine Trauergemeinde, sondern eher eine Trauerversammlung war, und dass manch einer manch einem gegenüber nicht gern die Contenance verloren hätte.

Ich war gar nicht da und beschleunigte meine Schritte, unmerklich, weil man auf einem Friedhof nicht absichtlich hastet und schon gar nicht auffällt. Das passt vermutlich nicht zur Trauer. Letzte Wege geht man langsam. Hat das eigentlich jemand so festgelegt? Meinen Großvater hätte es jedenfalls nicht interessiert. Er wäre so schnell oder langsam gegangen, wie er es gewollt hätte. Dessen war ich mir sicher, und es machte mich wütend, dass niemand auf ihn hörte – hier draußen im auffrischenden Wind in Emden, in der hintersten Ecke des Landes, in die sich mein Großvater nach der *Stern*-Zeit zurückgezogen hatte. Ihn hätte niemand aufgehalten. Eher hätte sich auch jede Trauergesellschaft seinem Schrittempo angepasst. Warum soll ich langsam gehen, wenn doch der Zorn energisch vorantreibt und der Schmerz so viel Raum in Armen und Beinen braucht, dass ruhiges Schreiten unmöglich ist? Das hätte er sich gefragt.

Nein, hätte er nicht. Er fragte nicht. Er tat. Er wäre nicht in der Reihe geblieben. Gut möglich, dass er diesen Zug, der sich nun auf der großen Friedhofsallee entlangschob, nicht einmal gesehen hätte. Mein Großvater erkannte Grenzen nicht immer, schon gar nicht erkannte er sie an, wenn ihnen keine unwiderlegbare Logik zugrunde lag. Wäre er es gewesen, der hinter den Totenträgern ging, dem der Schmerz und die Unfassbarkeit der Ereignisse die Brust zerriss, man hätte ihn nicht zurückhalten können. Und er war so einer: Wenn ihn etwas schmerzte, dann zerriss es ihn auch gleich – nicht auf ewig, aber mit ganzer Kraft.

Mich hielt mein Vater am Arm. Hielt mich mit leichtem Druck sanft zurück. Und so konnte ich nicht tun, wozu mir mein Gefühl riet. Nämlich schneller zu gehen, um den Sarg zu berühren. Ihn anfassen. Wenigstens das. Mein Vater trug den dunklen Mantel meines Großvaters, den er sich vor der Trauerfeier in dessen Haus vom Gardero-

benhaken genommen hatte, weil er nicht daran gedacht hatte, einen eigenen mitzubringen, außerdem trug er noch eine schwarze Hose meines Großvaters. Mein Bruder Oliver trug die Hose meines Vaters, denn er selbst hatte seine schwarze Anzughose in Hamburg vergessen, passte aber nicht in die Hosen unseres Großvaters. Oliver war inzwischen über die Hysterie des ersten Moments hinweg, in dem die Trauer und Verzweiflung sich fast unkontrolliert entladen hatte und in dem plötzlich nichts schlimmer sein kann, als eben diese Hose nicht mitgebracht zu haben – »Mein Großpapa stirbt, und ich habe keine Hose«.

Als wir das Grab am Ende der großen Allee links erreichten, wurde es etwas erträglicher. Denn da war er. Mein Großvater war hier in dieser etwas ruhigeren Ecke des kleinen Emden Friedhofs Tholenswehr präsent, für mich. Ich kannte sein Grab gut. Dieser Sarg konnte mir keine Angst einjagen, er war hier schließlich fremd. Wir beide, mein Großvater und ich, sind oft gemeinsam hier am Grab gewesen. Er hatte lange zuvor alles geregelt. Natürlich wirklich alles.

Mein Großvater war jemand, der die Dinge mit Perfektion, man könnte auch sagen, mit Liebe machte. Er war »nie erschöpft, nie außer Atem, nie des Objektes überdrüssig, das er gerade in der Mache hat«, sagte Victor Schuller. Manchmal war das für alle anderen eine Tortur.

Alexander »Sascha« Schuller, Victors Sohn, erzählt von so einer Tortur im Hause Schuller. Es muss etwa 1976 gewesen sein. Thea und Vic hatten ihren Freund »Peter«, zusammen mit einer Handvoll anderer Gäste, zum Abendessen gebeten. Ein Fasan schmorte im Topf. Der Abend war noch jung. Im Wohnzimmer des Hauses in Großhansdorf, am Hamburger Stadtrand, saßen die Eingeladenen bei einem Glas Sherry, man wartete auf das Signal des Gastgebers, um sich an den Tisch zu setzen. Henri Nannen war noch nicht da, kam in Eile und zu spät aus der Redaktion an der Warburgstraße, begrüßte nun rasch die bereits am Tisch Sitzenden und ging alsbald in den Flur, zur Gästetoilette.

In der Küche brutzelte der Braten nun bedrohlich und signalisierte durch Veränderung von Farbe und Konsistenz, dass er dringend he-

rausgenommen werden wollte. Nannen blieb verschwunden. Dann hörte man ihn rufen. »Vic?« – »Ja«, sagte Vic, »kommst du jetzt?« – »Nein«, sagte Henri. »Vic, eure Klotür klemmt.« – »Na, das weiß ich doch«, sagte Vic. Es war Sommer, und die Holztür am Eingang des Gäste-WC verzog sich bei veränderten Temperaturen. Nicht, dass sie nicht zu schließen gewesen wäre oder nicht zu öffnen. Sie hakte eben ein wenig. In meinem Großvater weckten verzogene Klotüren und ähnliche Feinde des Alltags den Handwerker.

»Vic, hast du einen Schraubenzieher?« – »Ja, natürlich.« – »Kann ich den mal haben?« Innerhalb von fünf Minuten war der gesamte Inhalt des Werkzeugkastens im Flur ausgebreitet. Thea war sauer, Vic versuchte sich um die anderen Gäste zu kümmern, Sascha beschaffte weiteres Werkzeug. Diese Tür musste nun repariert werden. Und es war Henri vollkommen gleichgültig, ob irgendwo ein Braten trocken wurde oder ein Soufflé in sich zusammenfiel, auch dass sieben andere Leute auf ihn warteten, interessierte ihn nicht. Jetzt ging es um die Tür. Die war schließlich kaputt.

Schullers Gäste-WC-Tür ließ sich, anders als zunächst vom Herrn des Flures vermutet, nicht durch Schrauben justieren, sie wurde also kurzerhand ausgehängt und flach gelegt. Dann schliff Henri mit ganzer Passion in der Brust und mit einer Bastelfeile aus Saschas Werkzeugrepertoire in der Hand an der ausgehängten Tür herum. Der Lack blätterte, die Späne staubten, der Braten gab auf, aber die Tür war am Ende wieder leichtgängig und klemmte nicht. Mit einer guten Stunde Verspätung wurde endlich gegessen.

Für Thea Schuller war das die Vollendung eines Horrornachmittags, an dem bereits Wolf Uecker sie aus ihrem Reich, nämlich aus der Küche, verbannt hatte, um Champagnerkraut zu kochen. Der Journalist war ein wirklich guter, aber eben auch eigensinniger Koch, der nun unbedingt Champagnerkraut an Fasan mit Trauben bereiten wollte, während die Gesellschaft Champagner an Kraut als Verschwendung ansah. »Perlen vor die Säue«, fand man, weil der Champagner doch besser im Glas geendet wäre.

Es ist gut möglich, dass neben der spontanen Leidenschaft für das Handwerk, die meinen Großvater immer wieder mal überkam, zu-

sätzlich etwas anderes eine Rolle an diesem Abend gespielt hat: eine kleine Eifersucht auf Wolf Uecker, der da nun so eine Show abzog mit seinem Kraut und den Weintrauben, die noch eigens geschält werden mussten. So sah es Sascha. Mit der Tür bot sich meinem Großvater die Gelegenheit, Uecker ein bisschen zu piesacken – was er gern mit Freunden, Bekannten, Kollegen und anderen Trauten tat, sich aber auch selbst gern gefallen ließ. Uecker war jedenfalls stinksauer, Thea entnervt, Vic schüttelte nur den Kopf und trauerte noch ein wenig um den Champagner – und mein Großvater war rundum zufrieden. Es war also ein gelungener Abend, denn irgendwie war man aneinander und an Ungewöhnliches gewöhnt.

Nichts Gewöhnliches zu machen, war eine treibende Kraft in Henri Nannen. Es war kein Einzelfall, dass er nicht nur aneckte, sondern gleich die ganze Ecke mitriss. Und es war auch kein Zufall.

Um das Grab, vor dem wir nun standen, hatte mein Großvater den damaligen Emdener SPD-Oberbürgermeister Alwin Brinkmann eines Tages gebeten und ihm die Zusage abgenommen, dass die Stadt es als Ehrengrab für ihn bereithalten würde. Nein, er überließ nichts dem Zufall, er hatte sein letztes Stück Grund auch selbst bepflanzt. Mit Rhododendren, die eine Rasenfläche säumten. Auch ein, zwei Rosensträucher und einen Baum gab es bereits, die Bank, die heute da steht, war noch nicht da, und es war Rasen angepflanzt, nicht diese Bodendecker, über deren Schlingen man überhaupt nicht und schon gar nicht auf Friedhöfen nachdenken möchte. Tholenswehr und sein Grab waren für ihn – auch im Alter noch – zu Fuß erreichbar, sodass sie also Zielpunkt manches Spazierganges waren. »Einmal Friedhof und zurück«, nannte er das. Und diese Spaziergänge entlang des Kanals, der rückwärtig an seinen Garten im Stadtteil Wolthusen grenzte, waren nicht immer düster, von Gedanken an Tod oder Ewigkeit getragen. Wir schauten oft auf das Wasser, manchmal auf Blumen, die am Wegesrand wuchsen, oder setzten uns auf die kleine Parkbank, etwa auf halber Strecke, die damals noch von einem Baum überwachsen war, sodass sie im Schatten lag. Diese Wege hatten etwas mit der Ewigkeit zu tun, aber sie gehör-

ten nicht dem Tod. Sie gehörten zum Leben dazu. Zu seinem. Und so zu meinem.

Was wollten nur all die Leute hier – gut drei Dutzend mussten es wohl sein? Für eine Beerdigung im engsten Kreis waren doch recht viele geladen, John »Johnny« und Heike Jahr, Gerd und Irene Schulte-Hillen, Jan und Elke Hensmann, die Studienfreundin Ilse mit ihrem Mann Hans, *Stern*-Gefährten, Freunde und die Familie.

Ich ertappte mich dabei, dass ich mich prüfend umschaute, als die Trauergemeinschaft das Grab erreicht hatte. Er hatte das jedes Mal getan, wenn wir zusammen hier waren. Schaute, ob die Blüten nach dem Blühen auch fachmännisch abgeknipst worden waren, damit der Strauch im nächsten Jahr genügend Kraft haben mochte; begutachtete den Wuchs, brach hier einen toten Zweig ab, murmelte und fluchte dann über die Löcher, die die Kaninchen gegraben hatten. Nicht nur einmal hatte er den Oberbürgermeister gefragt, ob er die nicht mit einem Luftgewehr abschießen dürfe. Nicht, weil er gern gejagt hätte, nein, das mit Sicherheit nicht. Er konnte es nur nicht leiden, dass sein schönes Grab untergraben wurde. In den Jahren nach seinem Tod ging die Kaninchenpopulation übrigens zurück. Auf dem Friedhof ist seither Ruhe.

Er wäre nicht Henri Nannen gewesen, wenn es meinem Großvater bei diesen Friedhofbesuchen mit seiner Enkeltochter darum gegangen wäre, diese an den Ort zu gewöhnen, an dem er letzten Endes Ruhe finden würde. So war er einfach nicht. Das war nicht seine Art, Menschen zu beschützen. Dafür hatte er auch gar kein Gefühl. Obwohl er fünf- unddreißig Jahre lang »Lieschen Müller« den Puls gefühlt hatte, wusste er nicht viel darüber, was die Menschen in seiner Nähe empfanden oder was er in ihnen auslöste. Er war in *diesem* Sinne nicht einfühlsam. Ihm fehlte es da einfach an Menschenkenntnis, aber nicht an jener, die eine bestimmte Person meint; es war nur so, dass er die Menschen von dieser intimen Seite nicht kannte. Vielleicht lag das auch daran, dass er selbst nahezu niemandem Einblick in diesen besonderen Teil seiner eigenen Seele gewährte. Es gab nichts Hätschelndes, nichts Betuliches an ihm – Pathos ja, Romantik definitiv, Melancholie mit Sicherheit, Liebe immer. Aber sich kontinuierlich um einen Menschen sor-

gen, ihn umsorgen, für ihn sorgen und auf diese Weise ein Teil des anderen zu sein – das konnte er nicht, mindestens kannte er es nicht. Und er hätte es auch nicht so gewollt. Ich bin nicht einmal sicher, dass er gewusst hat, was für ein Verlust sein Fortgehen für andere bedeuten könnte. Darüber gegrübelt hat er mit Sicherheit nicht.

Dass mir seine Grabstätte ein lieber, ein freundlicher Ort wurde, war nicht von ihm so geplant. Aber er wurde es, und das begriff ich in dem Augenblick, als ich da ohne ihn stand und seine geliebte Buche betrachtete – »Herr Brinkmann, da muss aber ein Baum an meinem Grab stehen«, hatte er zum Oberbürgermeister so gesagt, dass der diesem Wunsch selbstverständlich nachkam. Henri Nannen etwas abzuschlagen, war nie einfach gewesen; einem Henri Nannen letzte Dinge abzuschlagen gar ausgeschlossen.

Die Bäume rauschten im Wind, und es wurde auf diese laute Weise noch viel stiller. Die Totengräber ließen den Sarg hinab.

»Nannen und ich haben ein Geheimnis«, sagte Gerd Bucerius, der dem *Stern*-Gründer 1951 dessen Anteile am Henri-Nannen-Verlag abgekauft und mit dem mein Großvater über Jahrzehnte hinweg eine streitbare Beziehung gehabt hat. »Ich kannte seine große Schwäche – dass er nie zufrieden sein kann. Man hätte Nannen doch gewünscht, dass er einmal gesagt hätte, zu einem Augenblick: ›Verweile doch, du bist so schön.‹ Dazu ist Nannen unfähig. Nichts, was er macht, ist ihm selbst gut genug – und daher seine große Leistung«, so hatte es Bucerius zum fünfundsiebzigsten Geburtstag meines Großvaters bewertet.

Ob der Vergleich mit dem Faust in Goethes Meisterwerk zufällig gewesen ist? »Buc« und Nannen hatten sich über die vielen Jahre hunderte mit feinen Spitzen versehene Briefe geschrieben, hatten einander wütend gereizt, sich in einer Art Machtkampf respektiert. War diesem überaus belesenen und gebildeten Bucerius nicht geläufig, was genau er da zitierte? Das ist kaum anzunehmen.

Mein Großvater war niemand, den man einen glücklichen Menschen genannt hätte, auch wenn er viel Glück hatte und ihm manch glücklicher Augenblick geschenkt war. Die Suche nach dem Glück war nicht Teil der Nannen'schen Kraft, eher waren es die Unruhe, die Ein-

samkeit mit sich selbst und eine Melancholie, die ihn nicht mit einem glücklichen Grundgefühl ausgestattet sein ließen. Vielleicht hatte Bucerius in diesem Falle einfach recht.

Inzwischen beobachtete ich die natürliche Abgeklärtheit von Menschen, die schon bei vielen Beerdigungen waren und für die der Tod Teil des Lebens ist. Sie ist so unbeteiligt kalt und hat etwas von Resignation, vielleicht ist sie auch eine Art Schutz für die eigene noch verbleibende Zeit – auf dass der Tod nicht so nah herantreten möge.

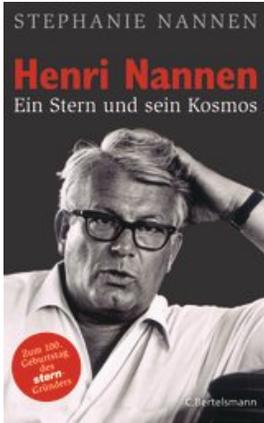
Es gibt aber auch diese Abgeklärtheit in den Gesichtern von Trauergästen. Sie gibt einem das Gefühl, als würden diese Menschen ständig auf die Uhr schauen. »Dauert es noch lange?« – »Hinterher noch zum Leichenschmaus, und dann die ganze Fahrt zurück nach Hamburg, na, da bleiben wir dann aber nicht lange.« Wenn diese Abgeklärtheit am Grab eine Farbe hätte, so wäre es wohl Weißgrau – sie würde aussehen wie Raureif auf Grashalmen an einem nebligen Spätnovembormorgen. Sie ist ganz leise, raschelt nicht, verursacht überhaupt keinen Ton, und trotzdem fühlt sie sich an wie ein eisiges Klirren.

Hier am Grab meines Großvaters war sie auch gegenwärtig. Aber sie war nicht übermächtig. Die Erschütterung war stärker. Menschen weinten echte Tränen, und manchen war anzusehen, dass in ihnen mehr vorging, als ihre Tränen je hätten nach außen hin sagen können. Sie sahen grau aus. Als hätte man einen Farbfilm mit einem grauen Schleier überzogen.

Ich hätte sie schütteln mögen, die Leute, die den Tod meines Großvaters für eine Gegebenheit hielten. Mit jedem Trauernden, der an seinem Grab stand und ihm eine Schaufel Erde hinterherwarf, schien er mehr Wirklichkeit werden zu wollen. Jeder, der herantrat an dieses Loch, schien zuzulassen, dass mein Großvater nicht mehr am Leben war. Mit diesem eigentümlichen dumpfen, tröpfelnd-klopfenden Geräusch fiel der Sand von der Schaufel auf den Sarg – eins ... zwei ... drei ... Der nächste – eins ... zwei ... Und dann noch mal – eins ... zwei ... drei.

Mir ging es wie dem Kind, das sich die Augen zuhält und meint,

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Stephanie Nannen

## **Henri Nannen**

Ein Stern und sein Kosmos

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-10152-0

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: September 2013

Ein persönlicher, emotionaler Blick auf den privaten Henri Nannen und eine journalistische Nahaufnahme des Medientycoons

Er war ihr Vertrauter. Ihr Verbündeter. Er war ihr Großvater, Henri Nannen. Für Deutschland wurde er zum Grenzenverschieber, zum Tabubrecher, zum Mann für Lieschen Müller. Die Welt, wie andere sie hinnahmen, akzeptierte er nicht. Henri Nannen war der Stern – und für viele ein Grund, Journalist zu werden. Auch für sie, Stephanie Nannen. Er berührte und verstörte, er lebte und arbeitete mit einer Wucht, die alles in ihren Bann zog und manches niederwalzte.

Zu seinem 100. Geburtstag macht sich die Journalistin Nannen auf die Spurensuche. Sie geht weit zurück, befragt Weggefährten, Freundinnen und die Familie; sie öffnet verwahrte Briefe, sichtet Dachböden, Fotoalben, Privat- und Bundesarchive. Staatsmänner wie Helmut Schmidt, Gerhard Schröder, Egon Bahr, Hans-Dietrich Genscher, aber auch Autoren wie Michael Jürgs und Manfred Bissinger teilen ihre Erinnerungen. Erinnerungen an die Aufbauzeiten der Bundesrepublik und an einen Mann, für den Demokratie und Pressefreiheit nicht nur Worte waren.

 [Der Titel im Katalog](#)